



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Lux, Joseph Aug: Freundschaft

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Freundschaft



In der Jugend hat man es leicht. Man ist von dem Gift des Zweifels noch nicht angekränkelt, man steht mit der Welt auf Du und Du, man denkt nur in großen, einfachen Formen. Die Menschheit teilt man in zwei Klassen: in Freunde und Feinde. Die Jungen, die in der anderen Gasse wohnen, gehören nicht zu uns, folglich werden sie verhauen. Das sind die Feinde. Die anderen, die zur Sippe gehören, sind die Freunde. Man hat ihrer so viel, als man Interessen hat. Es ist geradezu ein chemischer Prozeß: die Seele ist das Element, das nach dem Gesetz der Affinität vielfache Verbindungen sucht. Was sucht man in den Freunden? Sich selbst. Man will sich bejagen, man will sich verwirklichen. Ein Freund reicht in diesen Jahren bei weitem nicht aus. Mit dem einen gräbt man den Tomahawk aus und betritt gemeinsam den Kriegspfad. Mit dem anderen neckt man die Mädchen. Mit dem dritten dramatisiert man Schillers Ballade von der „Bürgerschaft“, zu dem Endzweck, eine solenne Keilerei zu veranstalten, wobei die Lineale als Schwerter dienen. Mit jedem bindet man auf andere Weise an.

Was ist uns die Freundschaft in jenen seligen, jungen und dummen Jahren? Gefühlsduselei? Etwas viel Gesünderes, Robusteres, Triebhafteres! Man will werden. Man will die Welt meistern. Sie ist herrlich, wie am ersten Tag. Lächelt nicht über die kleine Welt der Jugend! Sie ist größer, als ihr denkt. Die Welterschöpfung vollzieht sich in jeder werdenden jungen Seele aufs neue; sie ist wie alles Wesentliche im Leben — persönliche Schöpfung. Allein gelingt es nicht. Man braucht Helfer. Man ist egoistisch in der Jugend — es gibt nichts Egoistischeres als Kinder. Man hält auf Freundschaft aus Egoismus. Man braucht sie zu seiner Selbstverwirklichung. Die Natur treibt Realpolitik im großen Stil.

Was braucht der Junge Freunde, die ihn verderben? Sind wir nicht da, die Eltern, die Erzieher, die Lehrer? Das ist die Frage, auf die ich hinaus wollte. Der Junge hält das Ideal der Freundschaft so hoch, daß er eher euch Eltern, Lehrer, Erzieher betrügen wird, bevor er seinen Freund betrügt. Wiederum nicht aus Gefühlsduselei, sondern aus Instinkt, aus gesundem Egoismus. Ihr ermahnt ihn, tadelt ihn, belehrt ihn; aber bilden? Bilden tut er sich selbst. Um es zu können, benötigt er des Freundes. Was wir Erwachsene dem Jungen geben können, ist wenig; er muß es sich selbst geben, wenn er es besitzen soll. Sein Freund, der andere Junge, ist in der nämlichen Lage. Er ist Altersgenosse und gewissermaßen Leidensgenosse. Diesem, seinem gleichalterigen Freund, wird er sich erschließen, nicht euch, die ihr Gehorsam, Verehrung und Dankbarkeit verlangt. Mit dem Freund beginnt er zu ringen und zu raufen; er übt seine animalischen Kräfte. Mit dem Freund sucht er die Gefahren auf, entwickelt er die Kräfte des Charakters, Mut, Standhaftigkeit, Ertragen von Schmerzen, die Stoa. Mit dem Freund wird er über das Geheimnis der Geschlechter klar werden, ohne daß die Schamhaftigkeit der Seele Schaden nimmt. . . . Laßt ab von dem unseligen Beginnen, eure Schüler über das heikle Problem aufklären zu wollen. Ihr werdet blühende Gärten zertreten, ihr werdet mit plumpen Händen der jungfräulichen Seele den Kranz vom Haupte reißen, ihr werdet ein Paradies in eine Wüste wandeln. Ihr werdet mit eurer feichten Aufklärungswut einen Fluch in die lodernen Herzen

pflanzen, und der Fluch wird auf euch zurückfallen. Nicht so beim Freunde. Die Blüte bleibt unverletzt, wie immer sich ihnen auch das Rätsel darstellt. Sie werden es auf ihre Weise lösen. Warum die Furcht, daß der Junge von seinem Altersgenossen verdorben werden könnte? Habt ihr solches Mißtrauen in die Charaktere eurer Sprößlinge? Ein gesunder Bengel, der raucht, und der um sich schlägt wie ein Füllen, hat nichts zu fürchten. Am wenigsten von dem Jugendgenossen. Sie bilden sich gegenseitig. Wie sie es tun, ist ihre Sache. —

Die Jugend ist vorbei, die Freunde sind dahin, die schöne Welt liegt in Scherben. Eine andere Wirklichkeit kommt heran, neue Probleme, neue Erfahrungen. Jede Erfahrung ist zunächst eine Enttäuschung. Man hat als erwachsener junger Mann neue Freunde gehabt, aber sie waren falsch. Fahr hin, törichter Wahn! In den Staub mit den Idealen, den frech geschminkten Lügen! Der eine Freund hat uns eine Liebe weggenommen, der andere hat uns um Geld betrogen, der dritte hat uns hinterrücks angeschwärzt. Unser Glaube ist zerbrochen; Jugendschwärmerei, sie liegt, vom Staub der Jahre bedeckt, in einem vergessenen Winkel beim alten Spielzeug. Man wähnt sich frei und dünkt sich überlegen. Man höhnt auf Schiller von der vierten Galerie herab und gefällt sich in gottlosen Reden; man ist Zyniker. Man hat eine Unmenge Bekanntschaften, Duzbrüder; im Grunde genommen aber bildet man sich ein, sie zu verachten. Überhaupt, man ist Menschenverächter geworden! So hat man einen sehr bequemen Standpunkt gefunden, um alles, was an Tiefe abgeht, durch Überhebung zu ersetzen. Man liebt es, sich schlechter zu machen, als man ist. Aus Dünkel.

Ist man wirklich hoffnungslos? Nein, man ist nur verirrt. Ein eitler, aufgeblasener Wicht! Jeder macht diese Zeit durch. Wir, die wir darüber hinaus sind, dürfen es uns eingestehen: Es ist die finsterste, unfruchtbarste Zeit der Entwicklung. Obwohl man gerade in diesen Jahren am meisten lernt; in Büchern oder im Leben. Aber die Saat geht in diesem Alter noch nicht auf. Die Seele sieht aus wie ein rauhes Ackerland, dürftig, unfruchtbar, steinig. Vielleicht, daß eine spätere Zeit die Früchte erntet. Vielleicht! Die erste Jugend war ein goldener Traum, ein verlornes Paradies. Die Seele wird sich im späteren Alter immer wieder dahin zurücksehnen. Wir wissen so viel von dieser seligen Insel zu erzählen. Wie wenig aber bleibt uns für den Seelenbesitz aus dieser zweiten, reiferen Jugend! Der Erinnerung nach scheint sie in eine dunkle Wolke gehüllt. Die Ideale sind entgeistigt, der Glaube zerstört, die Freundschaft totgesagt. Und die Liebe? Sie ist vielleicht das Einzige, was als Lichtblick geblieben, eine Erinnerung voll Jubel und meistens auch voll bitterböser Worte und Tränen. Treulose Schwüre! Ein Hassen wächst aus der verratenen Liebe. Es ist die gefährlichste Zeit, da die alten Mächte keine Kraft mehr haben, weder Eltern, noch Lehrer, noch Freunde. Duzbrüder und Zechkumpane zerren uns in einen Strudel des Vergnügens. Aber die Seele bleibt einsam in dem Lärm. Eine unsichtbare Schrift steht auf der Stirne dieses Alters: *Rain!* Unser Blick ward fremd, hart, feindselig: *Rains* Blick. Wir stehen seinem Schicksal näher als sonst.

Es wird immer das Geheimnis unserer Menschlichkeit sein, wie wir diesem Labyrinth entrinnen. Viele unterliegen, manche gehen von da ab einen krummen Weg, einige erheben sich aus den Versuchungen zu einer neuen Reinheit. Aber unerschütterlich steht fest, daß uns niemand helfen kann. Wir müssen uns selbst

helfen. Die Natur — die menschliche Seele gehört auch dazu — muß ihr eigener Arzt sein. Ebenso unerschütterlich ist, daß wir in der beginnenden Zeit der Ebelreise wieder des Freundes bedürfen. Wir brauchen ihn als Stab; gleich dem Weinstock, der emporranken will. Aus der zertrümmerten Welt unserer Jugend steigt die totgesagte Freundschaft in neuer, edler Gestalt auf. Wie wir die Sache auch symbolisch und idealistisch verbrämen wollen, es ist im Grunde genommen wieder ein Akt des vergeistigten Egoismus, ein gesunder Instinkt, der Mittel für das Wachstum sucht. Wir wissen nun ganz genau, durch Erfahrungen geläutert, daß der Freund nicht für den Klatsch da ist, nicht für die Geldnöte, nicht für die Liebeshändel. Das sind Dinge, die wir mit den Duzbrüdern und Zechgenossen gemeinsam hatten, aber wir haben die wilden Genossen unserer Torheiten abgestreift. Wir kennen sie nicht mehr, wenn wir ihnen auf der Straße begegnen. Wir sind nicht mehr, die wir waren; wir haben mit unserem Gott gerungen; wir haben unsere Welt zum zweitenmal erbaut, — abermals eine persönliche Schöpfung. Doch zugleich sind neue Seelennöte erwacht. Die Begrenztheit und Hinfälligkeit des menschlichen Könnens und Wollens wird uns erschreckend klar; Kleinmut und Verzagttheit treten über unsere Schwelle. Das mühsam errichtete Lebenshaus droht wieder zusammenzubrechen. In der tiefsten Qual rufen wir nach dem Freund. Wir brauchen ihn, der uns versteht! Ihn, der unsere Vorzüge rühmt, und unsere Schwächen überfieht, der uns das tägliche Brot der Anerkennung gibt. Wir hungern danach, wie die Pflanze nach Licht und Sonne, und wäre er der Größeste, so bedarf er solcher Stärkung, wenn seine Kraft, seine Schaffensfreude, sein Kampfesmut nicht verkümmern sollen. Man kann den Beifall der Menge entbehren, man kann es mit einer Armee von Feinden aufnehmen, aber man kann des Beistandes eines erprobten Freundes nicht entbehren. Wer soll uns den Wert geben, den wir besitzen, wenn nicht er, dessen freimütige Anerkennung unser Adelsbrief ist. Wir suchen uns in diesem Freunde, deshalb brauchen wir ihn.

Wir haben ihn immer gesucht, schon damals in der Jugend, als wir in den Straßen herumbalgten. Wir glaubten ihn in jedem zufälligen Nachbarn von der Schulbank zu erkennen, denn wir ahnten sein Kommen und sahen seine Christusgestalt schon im Dämmer der Kinderjahre. Es hat sich aber immer herausgestellt, daß es noch nicht der rechte war. Wir hatten es nur mit Vorläufern zu tun. Und endlich, nach vielen Verzerrungen und Täuschungen unseres Gesichts, sahen wir seine Gestalt in reineren Formen näher kommen, wir gingen auf ihn zu und wußten nicht, daß es das Bild unserer eigenen Vollendung ist, das wir gleichsam in einem Spiegel erschaut haben. Zuweilen ist dieser Freund das Weib, die Lebensgefährtin. Zuweilen. Es kommt nicht darauf an, in welcher Erscheinungsform uns der rechte begegnet. Keineswegs ist es immer die Gattin; so viel aber steht fest, daß wir ihn erkennen, wenn es der rechte ist.

Denn wir betrachten in der Lebensreise den Freund nicht mehr als eine Zufallserscheinung. In der Jugend haben wir so gewählt. Spät aber wissen wir, daß ein Gemeinsames von Uranbeginn vorhanden gewesen sein muß. Wir haben in einer anderen Welt, oder auf einem anderen Stern, in einem Leben vor diesem in dieselbe Schicht gehört und werden uns in unendlichen Zeiträumen wieder erkennen, wenn wir einander begegnen. Unsere Freundschaft gründet sich auf eine Vorgeschichte, die wir mit dem Wissen nicht durchdringen können. Wir können sie

nur ahnend ergreifen. So gut wie unsere Freundschaft auf diese Weise vorbedingt ist, ist es unsere Feindschaft. Wir begegnen oft Menschen, von denen uns ein Elementargegensatz scheidet, der durch die Konventionen unseres Lebens vielleicht gemildert, niemals aber ausgeglichen werden kann. Unser Instinkt sagt uns, daß diese anderen einem Geschlecht angehören, mit dem wir in Ur-Urzeiten einen Vernichtungskrieg ohne Gnade führten. Sie haben schon in der Vorwelt in der „anderen Gasse“ gewohnt. Die Wellen der Verwandtschaft können geologische Zeiträume überspringen; wir mögen einstens Fabelwesen gewesen sein, und heute noch, in unserer veränderten Gestalt, spüren wir unsere rätselhaften Vergangenheiten nach. Unsere Lebensgemeinschaften sind älter als wir. Es ist das, was Goethe in seinem Gedicht an Frau von Stein ausdrückt: die platonische Idee des Wiedererkennens. Der wahre Freund erkennt uns aus den früheren, vielleicht vorweltlichen Beziehungen. Es ist ein Verstehen da jenseits aller Worte. Er weiß alles, was uns betrifft, wir haben nicht nötig, es ihm erst zu sagen. Was wir bei ihm suchen, ist die Bejahung unserer schönen, edlen Antriebe. Er soll uns Mut machen, wirklich zu sein, wie wir gerne scheinen möchten. Er soll uns Mut machen, wir selbst zu sein.

Aber einer, der solcher Art unseren ursprünglichen Wert zur Geltung bringt, muß in vollem Maße ebenbürtig sein. Denn auch er, der Freund, sucht uns aus den gleichen egoistischen Gründen. Auch er sucht sich in uns. Alles Schmeichelhafte, was dienende, kriecherische Seelen über uns sagen, ist nur angetan, Unwillen zu erregen. Den Feingehalt gewinnt die Denkmünze erst, wenn der rechte, mit allem Vorwissen ausgestattete Freund sie prägt. Diese geistige Erhöhung bedeutet mehr als wertvolle Geschenke materieller Natur, Darlehen, Geldwerte und ähnliche Hilfen, die in Wahrheit nur das Gefühl der Abhängigkeit und der lästigen Dankverpflichtung erzeugen. Wer nur materielle Hilfe von der Freundschaft erwartet, tut ihrem rein geistigen Wesen unrecht. Es ist wahrscheinlich, daß der rechte Freund im Augenblick der Not beispringt und Opfer bringt. Um unser selbst willen aber sollen wir diese Probebelastungen nach Möglichkeit vermeiden. Die Klugheit soll uns sagen, daß Freundschaft ein rein geistiges Gut ist. Und daß es unsere Sache ist, dieses Geistige im Leben fruchtbar zu machen. Der Freund, der uns Stärke, Mut, Zuversicht und Schaffensfreude zurückgegeben, hat mehr getan als ein Geldverleiher, der Vorschüsse auf Zinsen gibt. Es ist ein schlechter Instinkt, der den Freund mit dem Geldgeber verwechselt; Freundschaft ist nicht da, um angepumpt zu werden. Dagegen liegt es an uns, dem Freund jeden Dienst zu erweisen, der in unserer Macht liegt. Je mehr wir für ihn tun können, desto besser ist es für uns. Wir dürfen, wenn die Notwendigkeit eintritt, es nicht mit dem bloßen guten Rat bewenden lassen. Die Tat entscheidet. Und wir dürfen darum nicht engherzig sein. Was wir für ihn tun, und seien es auch materielle Opfer, muß so getan sein, daß für ihn weder Abhängigkeit, noch Verpflichtungen, noch Dankeschuld erwachsen. Denn wir dürfen keinen Augenblick vergessen, daß alles, was wir für andere tun, für uns selbst geschieht. Auch in der Freundschaft, deren Begriff wieder rein gefaßt und erhöht werden soll, handelt es sich um das eigene Ich, das die geistigen Grenzen seiner Herrschaft, und somit den Bezirk seiner Macht und seines Reichthums erweitern will.

Joseph Aug. Eug